Da kam z. B. eine Art Weihnachtsmann im Schlichtgewand des ehrsamen Bürgers und mit Kommando-Stab, gefolgt von einigen Wächtern, die ihr Kalbfell schlugen. Dahinter in nachlässiger Tänzerkleidung seine Kinder, erst „Mißrule“, ein Fackelträger mit Strick und einem Korb voll Leckerbissen, dann „Carol“ mit aufgeschlagenem Liederbuch. Eine appetitliche Kochfrau, die „Minced Pie“ (Pastete aus gehacktem Fleisch und etlichen Rosinen) durfte auch nicht in dem kuriosen Zuge fehlen, der ein Diener allerlei Speisegerät voranzutragen pflegte, nicht zu vergessen der „Hambol“ (Seiltänzer) und die unzertrennlichen Kumpane „Post und Pair“ (ein damals volkstümliches Kartenspiel) unter Vorantritt ihrer eigenen Diener.

Aus diesen Wanderreigen entwickelten sich später die sogenannten „Christmas Pantomimes“, komische Ballette nach Art der „Mysteriesplays“, die bekanntlich noch heute zur Christmas im Londoner Coventgarden in prunkvoller Inszenierung zur Aufführung gelangen. Ihre Blütezeit erlebten diese Spiele im ausgehenden 17. Jahrhundert zur Zeit, da prominente Schauspieler wie Garrick und Rich sie innerlich beseelten und belebten.

Weihnachten in Schweden

Hoch im Norden führt der Winter ein hartes und langes Regiment. In Mittelschweden tritt er bereits im Laufe des Septembers in seine strengen Rechte. Im Oktober und November folgen dann gewöhnlich die ersten Schneefälle, die jedoch selten von Dauer sind. Noch fehlt der Landschaft, die trübe und kahl dreinschaut, das rechte Winterkleid, und schon beginnen sich die Schweden auf das Weihnachtsfest zu rüsten.

Bereits der Martinstag (10. November) steht im Zeichen dieser geheimnisvollen Vorbereitungen. Wie bei uns in Deutschland prangt die Martinsgans auf dem festlich gedeckten Tisch. Die Kinder stammeln ihre ersten Weihnachtswünsche. Das sogenannte „Julprogramm“ (Weihnachtsplan) wird im Kreise jeder Familie genau festgelegt. Da ist der vereinsamte „Farbror“ (Onkel), ein alter Junggeselle und Besitzer irgendeiner meilenweit entfernten Klitsche, der nichts sehnlicher wünscht, als wieder als „Jungubbe“ (Weihnachtsmann) seinen Neffen und Nichten einen gehörigen Respekt vor der großen Rute und dem noch größeren Geschenksack einzuflößen. Er muß selbstverständlich eingeladen werden, nicht zu vergessen die übrigen Außenseiter.

Am 13. Dezember, dem Luciatag, erscheinen in vielen Häusern junge weißgekleidete Mädchen mit Tannenkronen, deren Lichter brennen, im Haar und bieten Luciankuchen und Getränke an.

Und dann kommen die Weihnachtstage und mit dem Feste die Gäste. Nun hebt ein Schmausen an, daß manchem Fremdling die Augen übergehen. Berge von Herrlichkeiten prangen auf festlich geschmückten Tischen. Zuerst gibt es eine kräftige Weihnachtsgrütze aus Reis oder Buchweizen, in der nicht selten ein Ringlein verborgen ruht. Fischts ein heiratslustiges Mädchen heraus, bedeutets ihre baldige Vermählung. Dann folgt das Nationalgericht, der „Ludfisk“, ein Klippfisch, der nur den Schweden mundet und keinem anderen, im Anschluß daran der obligate Weihnachtsschinken der auch nicht just von schlechten Eltern ist. Und Schwedenpunsch, der echte Cederlunder! Von übrigen Näschereien, die sich ja auch in anderen Ländern eingebürgert haben, ganz zu schweigen. Hat so der schwedische Magen seine Schuldigkeit getan, gönnt man ihm seine wohlverdiente Ruhe. Und nicht nur dem Magen, sondern überhaupt dem ganzen Menschen. Denn an den Tagen zwischen Weihnacht und Neujahr, den sogenannten „Mellandagerna“, ruht fast jegliche Arbeit.

Die Mistel

Von Kurt Bibl.

Der deutschen Sitte, am Weihnachtsfeste den Tannenbaum auszuputzen, entspricht in England der weitverbreitete Brauch, in der Zeit der Sonnenwende das Zimmer mit einem Mistelzweig zu schmücken. Diese merkwürdige Pflanze galt auch unseren Vorfahren als heilig; so bedeuteten den Germanen die den eisigen Winter überdauernden grünen Zweige das Symbol der ewigen Erneuerung des Lebens. Seltsam berührt die Tatsache, daß sich gerade bei den nordischen germanischen Stammessplittern der Angelsachsen die Verehrung der heiligen Pflanze erhalten hat, während wir in Deutschland fast gar nichts mehr davon wissen. Der Engländer verbindet mit der Mistel verschiedene Gebräuche: Am bekanntesten ist der Scherz, daß man unter dem Mistelzweig jede Person ungewehrt küssen darf, und es ist deshalb kein Wunder, wenn auf der britischen Insel gerade um die Weihnachtszeit die meisten Verlobungen gefeiert werden.

Die Mistel ist für den Naturfreund ein sehr interessantes Beobachtungsobjekt; denn niemals wird sie als ein selbständiges Gewächs anzutreffen sein, sondern stets finden sich die Büsche dieser immergrünen Pflanze auf den Bäumen, hauptsächlich auf den Pappeln wieder. Wir haben hier einen typischen Schmarotzer vor uns, der seine Wurzeln nicht in das Erdreich treibt, sondern die Rinde der Bäume durchbohrt und sich auf solche Weise von den Säften anderer Gewächse ernährt. Während des Winters ist bekanntlich der Kreislauf der Ernährungsflüssigkeit fast vollständig eingestellt. Wie mag sich dann der Mistelstrauch schützen, wenn der Lebensstrom im Nährbaum versiegt? Die Blätter tragen eine dicke Lederschicht, die wenig Poren aufweist, die Feuchtigkeit in den Zellen zurückhält und gegen den Einfluß des Frostes schützt. Auch die angeschnittenen Zweige, welche im Winter unsere Vasen schmücken, halten sich wochenlang ohne Wasser frisch. Viele Menschen schreiten an der interessanten Pflanze vorüber und kennen sie nicht. Ja, oft werden die auf den höchsten Zweigen der Pappeln wuchernden Mistelgebüsche für Krähennester gehalten. Aber wie mag denn nur das Samenkörnchen, aus dem sich der Schmarotzer entwickelte, auf so hohen Ort gekommen sein? Flugeinrichtungen besitzen die Körner nicht, sondern sie sind in fleischigen Früchten eingebettet, und diese befinden sich in den Astwinkeln. Wenn man eine der weißen Mistelbeeren zerdrückt, so bleibt zwischen den Fingern ein klebriger Saft zurück. Die Samenverbreitung kann nur durch Tiere geschehen. Die Vögel mögen unbewußt die klebrigen Körner an den Baumstämmen abstreifen oder sie auch bei den Darmentleerungen verlieren. Der Keimwurzel muß eine große Kraft innewohnen, sonst könnte sie nicht durch die harte Borke in das Holz des Stammes gelangen und von diesen „Rindenwurzeln“ aus die eigentlichen Saugehaare in die Zellen und Gefäße des Baumes treiben.

Goldkäppchen

Ein Weihnachtslied von Max Geißler.

Drunten im Winterwald ... zwischen bemoosten Steinen, in mausgrauen Dämmerungen, singen zwei um Mittwinter. Ein langer und ein sehr kurzer: der Bach und der Zaunkönig. Der Bach unterm Eise vielleicht. Das klingt dann so ähnlich wie „Im tiefen Keller sitz ich hier ...“. Und der Zaunkönig trudelt darüberhin „Ein Sträußchen am Hute ...“. Das gibt ein sehr hübsches Duett. Um Mittwinter.

Im Föhrenwalde — ganz droben in den Wipfeln — singen um diese Zeit auch zwei. Ein langer und ein sehr kurzer: der Wind und das Goldkäppchen. Den Wind hat der Eiskönig geschickt. Und das Goldkäppchen? Ist wohl herausgehüpft aus dem Märchen. Ein Däumling im moosgrünen Kittel; und das auf seinem Kopfe — was draufgenietet ist wie ein Stückchen Apfelsinenschale — das ist sein Krönchen.

Wenns weihnachtet in der Welt, finden sich ihrer im Föhrenwald ein Dutzend zusammen oder zwanzig. Huschen durch die hohen Wipfel und sagen: siehst. Das hört sich an, als würden da droben Sonnenstrahlen gesponnen. Im Mittwinterwald. Und weil sich die Goldkäppchen an die Zweige hängen wie die Meisen, um ein verstecktes Käuplein abzulesen, sieht man von unten ihre Krönchen flämmern: Lichter am Weihnachtsbaum.

Manchmal freilich in solchen gefrorenen Tagen macht der Wind die Waldmusik ganz allein. Dann spinnt Goldkäppchen keine Sonnenstrahlen, und die Flämmchen an den Zweigen sind alle ausgelöscht. Aber wenn der Wind sittsam ist und leise hinharft über den Traum der Föhren, dann macht das Goldkäppchen mit ihm einen Zwiegesang.

Das ist sehr schön. Es klingt, als schlüge das Silberglöckchen des Christkinds hinein, das zu den Menschen geht. Aber hinein schlägt sein goldenes Herz. Und vor dem Stimmchen wird der Wald noch stiller. Die Sonnenstrahlen, die gerade aus einem Dachfenster des Wolkenschlosses schlüpfen — die Sonnenstrahlen gehen auf den Zehen ... pst! Denn Goldkäppchen singt ...: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“

Am Ausguck

Von alten Weihnachtsspielen.

Welcher Volkstümlichkeit sich einst die von der Kirche gepflegten Mysterienspiele erfreuten, die meistens legendäre Stoffe aus der Heilsgeschichte zum Vorwurf hatten (Krippenspiel, Passionsspiel), beweist die historisch beglaubigte Tatsache, daß sich dabei häufig die Komparserie aus Hunderten von Statisten zusammensetzte und die Masse der Zuschauer nicht selten mitspielend in den Gang der Handlung eingriff. So wurden beispielsweise in Freiburg im Uechtland einmal den Heiligen Drei Königen nicht weniger als drei Kompagnien Soldaten beigegeben, eine nachweihnachtliche Szene, die natürlich von starker Wirkung auf unverbildete Gemüter sein mußte.

Ein Kristallbett.

Eines der merkwürdigsten Geschenke, die Fürsten austauschten, empfing 1895 der Schah von Persien vom Kaiser Alexander von Rußland. Er erhielt nämlich ein Prunkbett aus massivem, reichgeschliffenem Kristall. Die Kanten dieses Bettes sind mit massivem Silber eingefaßt. Das Ganze ist von einem kostbaren kristallenen Baldachin überdeckt, der von vier Kristallsäulen wundervollen Schliffs getragen wird. Mehrere Trittstufen aus blauem Glas ermöglichen das Besteigen dieses gläsernen Himmelbetts. Zu beiden Seiten dieser Stufen spitzen aus zwei kristallenen Löwenköpfen wohlriechende Wasser in geschliffene kleine Brunnenbecken. Der hauchzarte Duft und das sanfte Plätschern dieser Springbrunnen sollen den Herrscher der Perser in süßen Schlaf wiegen. Zu Häupten dieses Bettes stehen an beiden Seiten zwei mächtige Standkandelaber aus Kristall. Im zuckenden Lichtschein der zahlreichen Kerzen dieser Leuchter erstrahlt das Bett wie in tausendfachem Diamantglanz. Ein märchenhafter Anblick, der eher zum unaufhörlichen Schauen als zum Schlafen anregt. Dieses Kristallbett bildet noch heute die hervorragendste Sehenswürdigkeit des Palastes in Teheran.

Kaltblütigkeit.

Der französische General Pelissier war im Dienst sehr streng. Er stellte einst einen Spahi zur Rede, der ihm eine freche Antwort gab. Diese Frechheit des Farbigen erzürnte den General derart, daß er den Soldaten ohne weiteres mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug. Der Spahi zog, außer sich vor Wut, seine Pistole und drückte sie auf Pelissier ab. Aber die Pistole versagte. Der General schnauzte nun den Spahi an: „Drei Tage Arrest wegen Nichtinstandhaltung der Waffen“ — Damit war die Angelegenheit für ihn erledigt.

Büchertisch

„Allen Freunden von Natur und Technik“ sei das Dezemberheft der „Koralle“ empfohlen, das in schöner Mannigfaltigkeit Schilderungen und Bilder vom Norden und Süden der Erde, von Blumen, Vögeln und Insekten, von Flugzeugen, Tunnelbauten und Filmtricks bringt. Prachtvoll sind gleich die ersten Bilder: überwältigende Gletscherpanoramen aus dem größten Gebirge der Erde, dem Himalaja. Daß die Bergwelt nicht überall so unberührt von menschlicher Tätigkeit ist, zeigt der Aufsatz „Zu Schiff quer durchs Gebirge“ mit den Abbildungen von dem neuen über 700 Meter langen Tunnelkanal von der Rhone nach Marseille. Freunde forschender Betrachtung der kleinen Lebewesen finden „Blüten unter der Lupe“ beschrieben und dargestellt und vorzügliche Aufnahmen seltsam geformter exotischer Kleintiere. Christian Leden erzählt, wie die Eskimos den Eisbär als Lehrer im Seehundsfang ansehen, und Kurt Mühsam verrät, durch welche Hilfsmittel der Filmregisseur die rätselhaftesten „Illusionen im Film möglich macht. Kurz, das Heft bringt so Vieles, daß es jedem Leser etwas bringen wird.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 51 Mittwoch, 22. Dezember 1926

Die heiligen drei Könige

Von W. Schumann.

Die heiligen drei Könige spielen in der Weihnachtsgeschichte eine große Rolle. Am Tage der Geburt des Jesuskindes kamen sie aus dem Morgenlande, dem Stern von Bethlehem folgend, der sie in den Stall führte, in dem das Heil der Welt in der Krippe lag. Ohne Stolz und ohne Ueberheblichkeit standen sie inmitten der Hirten, Männern mit wettergebräunten Gesichtern, derben Fäusten und urwüchsiger Gesinnungsart. Sie kannten keinen Standesunterschied, sondern beneideten im stillen sogar den einfachen Zimmermann um das Glück, das ihm und seiner Frau beschieden war, ein winziges Kind, das durch den Willen Gottes geboren ward, in den Armen halten zu dürfen. Es ist ein wahrhaft anerkennenswerter Zug, der den vornehmen Charakter der heiligen drei Könige in das beste Licht setzt.

Es ist daher kein Wunder, daß ihnen im Herzen der Menschheit ein unvergängliches Denkmal gesetzt worden ist. Ihnen zu Ehren hat die katholische Kirche einen Tag eingeführt, an welchem die Gläubigen ein frommes Gedenken jener drei Männer feiern. Solche Feiern waren vielfach mit großem äußerlichen Gepränge ausgestattet. Am Dreikönigstag im Jahre 1336 sah zum Beispiel Mailand einen glänzenden Aufzug. Aus der Dominikanerkirche Santa Maria dela Grazia bewegte sich eine eigenartige, das Auge blendende Prozession. An der Spitze befand sich ein bunt und festlich ausgestatteter musizierender Trupp. Ihm folgten fantastische Gestalten in wunderbaren Damasten, Brokaten, Samt und feinem Linnen, Stoffen, durch deren leuchtende Muster ganze Märchen liefen, Vögel, Blumen, Wappen und geheime Zeichen. Die Gewänder waren mit funkelnden Edelsteinen, zierlichem Pelzwerk, Riemen und Schnallen verziert. Der Kopfputz bestand aus seltsamen Kronen. Ausgerüstet war die Schar mit kostbaren Waffen. Auch die Pferde waren auf's herrlichste mit farbigen ausgezackten Tuchstreifen und metallbeschlagenem Lederzeug geschmückt. Auf den bunten Schabracken saßen hinter den Männern Affen und junge, gefleckte Panther, mit blitzenden Silberhalsbändern und klirrenden Ketten an den Füßen. Zwischen den Reitern bewegten sich allerlei Troßleute zu Fuß, die teils Kostbarkeiten trugen, teils fremdartige, sonst in Italien seltene Tiere führten: Kamele, Elefanten, sowie zusammengekoppelte gezähmte Bestien. Von Zeit zu Zeit kamen auch Musikanten dazwischen, und mitten in dem schimmernden Gedränge tauchte da u. dort die ernste schwarzweiße Kleidung der Dominikaner auf. Straßenweit brauste der Jubel, wo der glänzende, blitzende Zug erschien.

Der Zug der heiligen drei Könige! Er sah etwas anders aus, als derjenige der wirklichen drei Könige am Tage der Geburt Christi. Im Laufe der Jahrhunderte, von Menschen nachgeahmt, hat er verschiedene Wandlungen durchgemacht. Wie wir ihn im Vorausgegangenen geschildert sehen, spielte er sich im Mittelalter ab, in der Zeit der großen Straßenfeste. Laut und rauschend wie die völkischen Marktvergnügungen, wie der Fasching, wie die Jagden und Tourniere, wie die Fürstenempfänge und nationalen Triumphzüge waren auch die kirchlichen Feiern. — Schwelgereien für das schönheitsdürstende Auge. Die Fresken Benozzo Gozzolis im Medici-Palast zu Florenz zeigen, mit welch' märchenhaftem Gepräge man den Dreikönigstag feierte.

Doch auch in den Niederlanden verstand man den Dreikönigstag zu feiern. In den Städten Gent, Ypern, Brügge und Antwerpen waren malerische Straßenaufzüge ebenso wie in Italien ein Bestandteil der Kirchenfeste. Weniger in Deutschland, wo sich das Leben im allgemeinen von jeher mehr in, als außer den Häusern abspielte. Jener berühmte Dreikönigszug, der in Konstanz anläßlich des Konzils zum Vergnügen der internationalen Gäste veranstaltet wurde, bildete eine Ausnahme. Und dennoch hat gerade Deutschland den größten Dreikönigstag gesehen: Den Einzug der heiligen drei Könige in Köln. Der Erzbischof von Köln, der zugleich des Reiches Kanzler war, brachte sie von Mailand mit. Ohne Kronen, Myrrhen, Gold, Kamele, Elefanten, Affen, Panther — in einem ganz schlichten, armen Holzsarge trugen vier Domherren die Gebeine der heiligen drei Könige durch die Jovispforte herein, die einst als Reliquien den Stolz der Stadt Mailand bildeten. Als nach der furchtbaren Belagerung durch die Deutschen Mailand fiel, nahm Barbarossa die Gebeine der heiligen drei Könige an sich und überwies sie seinem Kanzler, dem Erzbischof von Köln, Rheinald von Dassel. Für diese Reliquien ließ der Kanzler den berühmten Emailschrein machen, der heute die vielbestaunte Sehenswürdigkeit des Kölner Domschatzes bildet.

Weihnacht

Wunderselige Nacht, was du uns gebracht
Einst in fernen, dunklen Heidentagen,
Gieße wieder aus, über jedes Haus,
Wo noch treue deutsche Herzen schlagen!

Schatten hüllt uns ein — und ein Fröhlichsein
Will nur zögernd aus der Tiefe quellen:
Heim und Vaterland drückt des Schicksals Hand,
Ueber uns gehn dunkeln Leides Wellen ....



Lehre du uns heut, wie ein Herz sich freut,
Das die Lasten abstreift und die Ketten,
Das nur heiß begehrt, seinen höchsten Wert,
Seines Bruderfriedens Hort zu retten!
Laß uns Hand in Hand — wie im Heiligen Land
Einst die Hirten — an die Krippe treten:
Und der Weihnachtskind lehr' uns, groß gesinnt,
Wieder lieben, glauben, hoffen, beten.

Alice Freiin von Gaudy.

Symbole der Weihnacht

Von Karl Meitner-Hechert.

Alle ersten christlichen Feste beschäftigten sich naturgemäß mit den hervorragendsten heilsgeschichtlichen Ereignissen im Leben Jesu, dabei gingen Orient und Okzident in den Festgedanken ihre eigenen Wege. Während bis ins 5. Jahrhundert das Epiphaniefest (6. Januar) als Geburtsfeier Christi angesehen wurde, setzte sich im Abendlande der 25. Dezember als Geburtsfest des Herrn fest. Dieses Datum, das der alten Kulturwelt allgemein als „Lichterfest“ galt, wurde durch die christliche Kirche im bewußten Gegensatze zu den heidnischen Sonnenwendfeiern von der Natur zur Uebernatur erhoben. Kein Fest fand so günstigen Boden und schlug

so tiefe Wurzeln im deutschen Gemüte als das Fest der Weihenacht (= wihen nahten). Heute sehen wir in allen Symbolen der Weihnacht ererbte Gebräuche.

Zu den ältesten Weihnachtssitten und -gebräuchen zählen die Weihnachts- und Krippenspiele Krippen- und Weihnachtsspiele waren zu allen Zeiten Volksspiele. In demütiger Schlichtheit zogen zuerst Kinder von Haus zu Haus, um mit dem Vortrag eines Marien-Wiegenliedes, eines Weihnachts- oder Christliedleins das Herumtragen einer Krippe zu begleiten. Die Kinder kostümierten sich dabei selbst gern als Engel oder heilige drei Könige oder als Hirten, — übten ihr Liedlein in Wechselvortrag ein, — das primitive Krippenspiel war geboren. Es erweiterte sich zur Szene vor der Kirche am Markte; die Kirchenzeremonie fügte Krippenspiele auch dem Gottesdienst ein, ja man weihte besondere Kapellen als Szene für diese Vorführung. Berühmte Städte und Kirchen setzten im Mittelalter besondere Ehre daran, meisterhafte Krippenspiele abzuhalten. Lange blieben die Erwachsenen Akteure des Krippenspiels und des sich daraus entwickelnden Weihnachtsdramas. Erst als nach dem 15. Jahrhundert Weihnachten sich zum Fest der Kinder umgestaltete, wurden die Krippenspiele, soweit sie sich nicht vereinzelt in Dorfkirchen gerettet oder sich als uraltes heimisches Brauchtum in ländliche Gebiete geflüchtet hatten, wieder Kinderspiel. Vom „stummen" Krippenspiel altitalienischen Brauches her, hat in neuester Zeit das Kunstgewerbe sich der Krippendarstellung bemächtigt und bietet in großartig aufgebauten und künstlerisch geschnitzten Krippenfiguren eine Neubelebung der in der Zeit des Barocks und des Rokokos berühmt gewesenen Krippenwerke.

Neben dem lichttragenden Tannenbaum spielen noch andere Bäume und Blumen die Rolle als Weihnachtssymbole. In Gegenden, in denen der Tannenbaum nicht heimisch ist, wird der Ginster als Tannenbaumersatz verwendet, dem, wie der Stechpalme, aus heidnischer Zeit her das Zeichen von Zauberei anhaftet. Die Stechpalme, die früher viel auf süddeutschem Boden als Weihnachtsbaum Verwendung fand hatte als „Asenholz" sagenhafte Glückswirkung. Auch die Mistel, der die nordische Mythologie geheimnisvolle Gaben zuspricht und die als „Zauberrute" im Mittelpunkte des keltischen Druidenkultes steht, spielt im weihnachtlichen Volksglauben, besonders in England, beliebte Verwendung als Weihnachtssymbol. Von den Blumen ist es die Christrose, richtig: Christwurz „die sich in der Christnacht auftut und blüht" die als weihnachtliche Wunderblume gilt. Auch dem „Winterstern", der zur Weihnachtszeit große gelbe Blätter treibt, sagt man sinnig nach, daß die Freude über die Geburt des Heilands ihn mitten in Schnee und Eis zur Blütenpracht erwecke. Viele Pflanzen, die einst dem heidnischen Götterkulte dienten, haben weihnachtliche Rollen übernommen. So das einst der Göttin Freya gewidmete Johanneskraut, das getrocknet heute bezeichnend „Unserer lieben Frauen Krippenstroh" in manchen Gegenden genannt wird.

Wenn die Weihnachtsglocken klingen, so denkt man heute wohl kaum mehr daran, daß das „Einläuten" einst dazu dienen mußte, um vor der Geburt des Herrn „den Teufel und alle bösen Geister" aus dem Kirchen- und Gemeindebereich zu verjagen. Man verstärkt in manchen Gegenden auch heute noch den Klang der Glocken durch Böllerschüsse, damit die Lärmwirkung um so sicherer wirke. In den Küstengebieten behaupten die Bewohner, daß die Glocken „versunkener Städte" am Weihnachtsabend zu läuten begännen; wer sie hört, ist als „Glückskind" im nächsten Jahr vor Krankheit und Tod gefeit. Alle diese Glockensymbole hängen mit der heidnischen Auffassung zusammen, daß böse Geister und Dämonen durch kräftigen Lärm verscheucht und machtlos werden. Darum schreibt man den Weihnachtsglocken — wenn erst ihr Klang allen Spuk vertrieben — Wirkung des Friedens und Heils zu.

Der Weihnachtstanz, der in manchen Ländern und Gegenden ein Symbol der heiligen Nacht ist, nahm seinen Ursprung vom Tanz um die Krippe. Im Mittelalter wurde der „Tanz vor der Kirche", wobei Christ- und Marienlieder gesungen wurden, zum Ausdruck der Freude über die Geburt des Heilandes; man nannte dieser Weihnachtstanz: Lobetanz. In Spanien ist heute noch beim weihnachtlichen Kirchenzeremoniell „ein Tanz der Engel, Hirten, Marien und anderer Bibelgestalten" zugelassen. Diese Tänze die von uralten Chorgesängen begleitet werden sind von erhebendem Eindruck. Speisen und Wetterregeln, Tiergespräche, Kleidungsgepflogenheiten, Gestirne auf, Geschenke (Julklapp) — — viele, viele Züge alten Glaubens und Brauchtums bewahren sich in den weihnachtlichen Sitten und Gebräuchen als volkstümliche Symbole. Sie sind verschiedenen Ursprungs: die einen stammen aus altheidnischer Zeit, die anderen haben sich durch die Einführung des Christentums neu gebildet. Ein tiefer Sinn verbirgt sich in den meisten Weihnachtssymbolen: geistiges, religiöses und nationales Gut hat sich in ihnen aufbewahrt. Und läßt der Vergangenheit in wertvoller Erinnerung gedenken . . .

Bethlehem

(Aus meinem Palästina-Tagebuch.)

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Mein Taschenkalender zeigte mir den 24. Dezember an. Sonst hatte ich schon seit langem keine andere Zeitbestimmung mehr, zu sehen oder zu hören bekommen. Ich hatte im unwirtlichen Gebirge Moab gejagt, wo die gefleckte Pardelkatze heimtückisch die Leute anschleicht und der Steinbock majestätisch seinen Paß über die Zacken und Hörner der Felsen hinzieht, wo der Bartgeier hoch droben im satten Blau des Aetherhimmels kreist und Hyäne und Schakal in der Ebene nächtlicherweise den im Zelt schlafenden Weidmann aus stärkendem Schlummer wecken. Nun hatte das Leben in der fast sterilen Oede, die aber auch etwas Erhabenes an sich trägt, sein Ende erreicht, und wir sprengten im Chor es-Sesaban östlich vom Jordan zwischen den lichtstehenden Tamarisken dem Urwaldstreifen zu, der kaum einen Kilometer vor uns das erquickende Wasser des Scheriat el Kebire (Jordan) uns verkündete. Menschen und Tiere sehnten sich nach willkommener Rast im Schatten üppiger Vegetation, denn fast senkrecht sandte die südliche Sonne tropische Glut vom wolkenlosen Firmament.

Noch zehn Minuten verrannen, da tauchten wir in den Schutz des Waldes ein. Mit Buschmesser und Beil in dem Dickicht eine Gasse bahnend, drangen wir, die Tiere am Halfter hinter uns herziehend, in das unglaubliche Wirrsal von Schlinggewächsen und Dornenbüschen unter dem schattigen Dache von Platanen, Feigen und Pinien ein. Feige flohen raschelnde Schlangen vor den Tritten unserer festen Stiefel durch das jetzt in der Regenperiode üppig wuchernde Kraut. Doch war der Boden nicht feucht, weil schon lange nicht mehr einer der elementaren Tropengüsse niedergegangen war. Umgaukelt von buntfarbigen Schmetterlingen und smaragdgrünen glänzenden Skarabäenkäfern, ließen wir uns nach sorgfältiger Prüfung der Lagerstätte im Schutze einer Tamariskengruppe zum Imbiß nieder, den meine Frau uns, das heißt mir und dem beduinischen Diener, der uns begleitete reichte, um Hunger und Durst durch brotartige Matzen, etwas Antilopenfleisch, die Ueberreste einer gebratenen Felsentaube, Bananen und einem kleinen Quantum mit gekochtem Wasser verdünnten Jaffaweines zu stillen. Dann überquerten wir bei der Furt El Helu den Jordan und sprengten in der staubigen Wüste des Ghor dem Toten Meere zu, dessen verdampfendes Wasser eine Wolke grautrüben Dunstes bildete über der im klaren Aetherblau Störche und Kraniche mit trägem Flügelschlage hin- und herstrichen. Bald knirschten die Hufe unserer Tiere über nackt zutage tretendes Salz, von dem ein seltsames Flirren und Flimmern ausging.

Wir durchquerten rasch dieses interessante Gebiet, das ich schon vor Wochen besucht und bejagt hatte, denn es stand uns noch ein langer Ritt von sieben Stunden bevor, ehe wir unser Ziel, Bethlehem, erreichten. Ja, wir wollten dorthin, wo einst an Weihnachten das Wunder geschah, wir wollten Weihnachten in Bethlehem feiern. Wenn wir uns beeilten, so konnten wir bei Sonnenuntergang dort sein, wohin uns alle unsere Gedanken leiteten.

Vorher aber galt es noch einen beschwerlichen Ritt durch das wüste Gebirge Juda. — Eine Stunde verging, da klapperten bereits die Hufe unserer emsigen, klettergewohnten Tiere auf dem glühenden, graurötlichen Fels. Steriles Gestein überall um uns her, wohin auch der suchende Blick irrte. Alles tot und kahl. Kein Baum, kein Strauch, kein Gras, kein Kraut. Selbst nicht einmal eine jener riesigen Gekoeidechsen huschte über das heiße Gestein. — Es geht bergan. Ein schwindelnder Pfad, kaum zwei Meter breit, zieht sich auf bröckelndem Sims an der nackten Wand langsam empor. Rechts himmelanstrebender Fels, links eine Abgrundtiefe mit Geröll und Sonnenglut und Tod. Ein falscher Tritt, — und das Leben ist verwirkt. Kraftvoll hält die Faust den Zügel den sicheren Tritt des Tieres lenkend. Der Schweiß rinnt aus allen Poren. Da rollen bröckelnde Steine zu Tal. Die Gefahr wächst. Geschmeidig gleiten wir aus den mit bunten Perlen und leuchtender Stickerei gezierten Sätteln. Keuchend klimmen wir bergauf. Die entlasteten Tiere folgen uns wie treue Hunde nach. So wird das Hochplateau erreicht. Und nun geht es auf der fast tischebenen Fläche mit verhängten Zügeln dahin. Doch bald hemmt ein Abgrund den Lauf der erschauernd zurückbebenden Tiere. Das suchende Auge erspäht eine regenrinnenartige Vertiefung. Wieder geht es zu Fuß, mehr rutschend als marschierend, hinab, bis die heiße Talsohle erreicht ist. Dann führt der Weg, wenn man von einem solchen überhaupt noch reden darf, über ein Trümmerfeld sachte empor, das mit Leichtigkeit der Tiere emsiger Fleiß überwindet.

Plötzlich zeigt sich uns ein sonderbar uralter Bau, gleich einem Schwalbennest an den nackten Fels geklebt, das von Euthymius im fünften Jahrhundert errichtete Kloster Mar Saba. Bald umfängt mich — Frauen dürfen den heiligen Ort nicht betreten und müssen draußen vor dem Tore warten — der weite Klosterhof, in dem, an den Felsen mit Ketten geschmiedet eine uralte Palme sich stolz emporreckt, die Saras ungefähr 430 selbst gepflanzt haben soll. Nach kurzer Rast und frugalem Mahl strebten wir weiter, Bethlehem entgegen.

Wieder Wüste, Leere, Oede um uns her, nur Stein, totes Geröll, kein Leben. — Klappernd gleiten die sicheren Hufe der Tiere über das rasselnde Geröll, bergauf, bergab, in steintigen Tälern dahin, über freie Hochplateaus hinweg. Immer weiter nach Nordwest, der heiligen Stadt entgegen.

Die Sonne neigt sich zur Küste. Ibrahim, der Diener, spricht fromm sein Abendgebet und preist Allah und Muhammed, den Propheten. Die Christenseele aber taucht ein in der Jahrtausende Vergangenheit. Ein wundersam eigenartiges Gefühl nimmt die Sinne gefangen, wenn der heilige Abend sich auf die Steinwüste Juda niedersenkt und Bethlehem, das weihnachtliche, nicht mehr fern ist.

Rasch geht in den Tropen der lichte Tag zur Neige. Schon steigt der Mond im Osten empor. Im Tale der Hirten, vor Bethlehem, ziehen wir unseres Weges. Noch kurze Zeit wird hinabfließen in das Meer der Ewigkeit — und wir stehen vor Bethlehem. Das ist das große Sehnen jenes Abends in unserer Brust. Weiß bricht sich des Mondes Glast an den Mauern der Häuser, die sich dort drüben über die beiden Hügel verteilen. Bethlehem! Und darüber wölbt sich stahlblau der Tropenhimmel mit der wundervollen Pracht seiner glänzenden Sterne. Heiliger Abend — über Bethlehem, über der Wüste Juda und in unseren Seelen, in denen es demütig und doch wieder voll erhobener Freude aufjubelt: „Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Die Sitte, Weihnachtsbäume zu schmücken

Wieder stehen in allen deutschen Häusern, wo Kinder sind, geschmückte Weihnachtsbäume auf den gedeckten Gabentischen. Der Tannenbaum ist das Symbol des Weihnachtsfestes. Mit Recht kann man wohl die Frage aufwerfen: Woher kommt der Weihnachtsbaum, woher kommt die Sitte, den Tannenbaum zu schmücken? Ein junger Kulturhistoriker, der Gelegenheit hatte, eine alte, elsässisch-deutsche Familiengeschichte wegen lückenloser Erforschung des Stammbaumes in die Jahrhunderte hinein zu verfolgen, entdeckte dabei folgende Einzelheiten, die geneigt sind, Aufschluß über die Entstehung des Weihnachtsschmuckes zu geben.

Ein Familienmitglied der ausgebreiteten Familie, die fast über das ganze Elsaß verzweigt war, kam nach Genf, wo es in die Kreise einer calvinistischen Familie Eingang fand und selbst zum Calvinismus übertrat. Das mißfiel den elsässischen Angehörigen, und der junge Mann ging nach England. Hier hatte bereits die Sekte der Puritaner großen Anhang bekommen, und auch unser junger Elsässer schloß sich ihnen an. Er blieb auch bei ihnen, als sie den Entschluß faßten, nach Neuengland in Nordamerika auszuwandern. Zufällig fanden sich auf dem Schiffe, auf dem die ganze Gesellschaft ausreiste, noch zwei junge Elsässer, die aus den Vogesen stammten. Des einen Vater war Förster. Die drei jungen Leute schlossen Freundschaft. Als sie nun gemeinsam nach fast drei Monaten der Ueberfahrt in Amerika ankamen, war es gerade Heiliger Abend, als sie den Fuß auf festes Land setzten. Der Förstersohn unternahm als erster eine Streife durch die einsame Gegend des heutigen Boston und brachte eine ganz wundervoll gewachsene kleine amerikanische Blaufichte mit, die mit ihren prachtvollen, silbrig schimmernden langen Nadeln auch das Wohlgefallen der anderen beiden jungen Leute fand. Man hatte solchen Baum noch nicht gesehen, war es nun Zufall oder kannte der junge Försterssohn aus dem Elsaß schon die Sitte: jedenfalls befestigte er am Abend ein Wachslicht an der Spitze des kleinen Nadelbaumes, und als in der Dämmerung in der elenden Bretterbude, die einstweilen den Ausgewanderten zur Herberge diente, die Auswanderer versammelt waren, zündete er dieses Licht an, gerade als man sich zum Beten anschickte. Der Lichtstrahl wurde von den silbernen Nadeln des Baumes so wundervoll zurückgeworfen, daß der Eindruck gewaltig auf die Betenden wirkte. Man behing den Baum aus Freude mit Aepfeln und Leckereien, um den Kindern die Freude zu bereiten, sich dieses von dem Baume zu holen. Auf den jungen Straßburger hatte diese schlichte Feier auch Erteilung aus Seenot einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß er jedenfalls als Erster in der neuen Heimat den Nadelbaum putzte und seine Lichte entzündete. Hier fand seine seltsame Einnerungsfeier solchen Anklang, daß sich viele Nachahmer fanden. So mag wohl die schöne Sitte entstanden sein, den Baum zu schmücken und im Lichterglanz erstrahlen zu lassen.

Die erwähnte Familienchronik berichtet, daß der junge Straßburger im Jahre 1672 wieder aus Amerika zurückgekehrt war. Wenn auch vielfach der Weihnachtsbaum und der Schmuck auf die Heidenzeit zurückgeführt wird, so muß man nach diesen Feststellungen doch annehmen daß eigentlich in Deutschland lediglich durch diesen Elsässer der Weihnachtsbaum bekannt wurde vielleicht in Uebereinstimmung mit den heidnischen Sitten, aber doch völlig selbständig. Der Weihnachtsbaum ist demnach eine deutsche Erfindung.

W. Sch.

Die Weihnachtsflut von 1717 an der Nordseeküste

Skizze von Aiko Janssen.

Es war am Heiligabend; die Lokale am Hafen zu Emden, der alten See- und Handelsstadt an der Nordsee, waren wie ausgestorben. Nur im „Bremer Schlüssel" war Leben, denn hier feierten heute die ledigen Teerjacken in ihrem Seemannslogement das Weihnachtsfest. Es war besonders starker Betrieb, und Wirt wie Küfer hatten alle Hände voll zu tun, denn gestern war die „Frisia", ein als Fregatte getakelter bewaffneter Dreimaster unter preußischer Flagge, nach fast zweijähriger Abwesenheit von weiter afrikanischer Fahrt wohlbehalten zum Heimathafen zurückgekehrt. Das große Schiff lag festgemacht im Binnenhafen am Delft, die tiefen Räume seines rundlichen Schiffsleibes angefüllt mit Kostbarkeiten aus der jungen brandenburgisch-preußischen Kolonie in Nordafrika.

Es hatte soeben vom Turm des nahen Rathauses zehn Uhr geschlagen, als plötzlich der dicke Wirt auf den Stammtisch zugestürzt kam und seinen Gästen zurief: „Der Wind ist plötzlich nach Nordwest umgesprungen. Um halb zwei soll schon Ebbe vorbei sein, aber das Wasser läuft gar nicht ab, und draußen am Deich wird Springflut erwartet." — das wirkte wie eine Bombe am Tisch der Teerjacken, ganz besonders aber auf den eigentlichen Erzähler des Abends, Jan Klaaßen, den ersten Steuermann der „Frisia". Der wollte den anderen Morgen in aller Frühe landeinwärts nach dem Dorfe Funnix, im Ostfriesischen gelegen, wo sich seine Frau und seine beiden Kinder bei ihren Eltern befanden. Alles stürzte hinaus zum Seedeich doch bis Mitternacht hatte sich der Sturm fast völlig gelegt, und da der Mond im letzten Viertel stand, hielten auch die Deichaufseher die Gefahr für überwunden. Man begab sich allgemein nach Hause.

Eine Stunde später aber, gegen ein Uhr früh erhob sich der Sturm aufs neue mit nie geahnter Gewalt. Und doch war dies die Stunde, in der nach der Berechnung und nach Erfahrung die Ebbe ihren niedrigsten Stand erreicht haben mußte. Schon jetzt kam das Wasser über den Deich, gleich mannshoch, und warf bald ein beladenes Schiff von etwa 60 Lasten über den Damm auf die Wiese.

In der Stadt läuteten die Sturmglocken und riefen alle Männer auf ihre Posten. Jeder kannte sein Amt, denn dies war nicht der erste Kampf, der mit dem blanken Hans ausgefochten wurde. Nachdem die niedriger gelegenen Stadtteile rasch durch Einsetzen von stets bereitliegenden schweren Balken abgeschlossen, Türen und Fenster verrammelt und die Fugen verkittet waren, stürzte die männliche Bevölkerung der Innenstadt mit Spaten und Hacke zum Deich. Dort war aber schon jedes menschliche Ringen mit der wütenden See vergeblich, und bald hieß es: „Jeder helfe sich selbst und den Seinen!"

So weit hatte auch der Steuermann Jan Klaaßen ehrlich seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Nun aber litt es ihn keine Minute mehr in der Stadt, er mußte unbedingt sofort nach Funnix zu den Seinen. Aber wie hinkommen? Es war Nacht, und das Land stand unter Wasser. Da kam ihm ein Gedanke, den er auch sofort in die Tat umsetzte; er stürzte an Bord ein Boot, machte mit Hilfe zweier Matrosen der „Frisia", versah es rasch mit dem Notwendigsten und versuchte auf diese Weise das etwa zwei Stunden landeinwärts liegenden Kirchspiel Funnix zu erreichen. Es war dunkle, stürmische Nacht, und er konnte nichts weiter erkennen, als die Kiefer des alten Tiefs, das ihn aber dort hinführen mußte.

Inzwischen war das Wasser schnell vorgedrungen. Von der Stadt lag nur noch der älteste Teil, der auf einer Warf aufgebaut war, über Wasser, und das ganze umliegende Land glich einem tosenden Meer, in dem Mensch und Tier sich auf Dächern, Bäumen und in Booten zu retten suchten. Gegen 3 Uhr morgens erreichte das Wasser das Kirchspiel Funnix. Der alte Pastor war bereits im Glockenturm und zog selbst den Strang, um seine Gemeinde nach dem etwas erhöht liegenden Kirchlein zusammen zu rufen. Da kamen sie von allen Seiten, die Kinder und Greise in ihrer Mitte, alle nur mit dem Notwendigsten versehen. Das Jungvolk hatte noch rasch das Vieh losgekoppelt und mußte es dann seinem Schicksal überlassen. Das Wasser stieg weiter; wild brüllten die Tiere in den Wellen. Wohl reichte die Kirche noch aus die ankommenden Menschen aufzunehmen; doch endlich war sie bis auf den letzten Platz gefüllt. Der größte Teil der Gemeinde war hier mit Kind und etwas Habe versammelt und wähnte sich in Sicherheit in dem notdürftig erleuchteten Raum. Auch Dina Klaaßen befand sich unter ihnen mit ihren beiden Kindern und dem alten Vater; denn der Nachbar Jens hatte energisch mit zugepackt. Voll schwerer Sorge ging aber der alte Pastor Terveer durch die Reihen seiner Gemeinde, denn er wußte, wenn das Steigen nur noch eine Stunde anhielt, würden alle verloren sein; seine kleine Kirche würde solchem Ansturm nicht standhalten. Die letzte Hoffnung hatte er auf die beiden draußen noch verankerten Kähne gesetzt, zwei alte, kleine Kanalboote, in denen aber höchstens die Kinder der Gemeinde untergebracht werden konnten. Als dann auch schon das Wasser in die Kirche einzudringen begann, bestieg der alte Seelsorger die Kanzel, auf der er so viele Jahre seiner Gemeinde gepredigt, und eröffnete ihr von hier aus dieses letzte Mittel, wenigstens zu versuchen, die Kinder zu retten, da die Kirche nicht lange standhalten würde. Furchtbar wirkte diese Mitteilung namentlich auf die Mütter, aber schnell entschlossen umwickelte gleich eine nach der anderen die Kleinen mit allem, was zur Verfügung stand; die Männer hoben die Kinder auf und folgten ihrem Prediger auf dem einzig noch gangbaren Weg durchs Wasser zu den Kähnen. Bald waren diese dicht gefüllt, so daß nur noch Platz für den begleitenden Bootsmann übrig blieb. Rasch wurde noch Proviant zugereicht, die Bootsketten gelöst, und schon trieben die beiden Boote durch Wind und Wellen landeinwärts, dem dämmernden Morgen entgegen. Einen letzten Abschiedsgruß winkten die Kleinen den Zurückbleibenden zu.

Engel des Himmels, die es bekanntlich mit Kindern besonders gut meinen, haben auch diese gefährliche Fahrt begleitet und alle beschützt, so daß sie nach ungefähr zwölfstündiger Fahrt bei dem höher gelegenen Flecken Wittmund landeten, wohlbehalten, wenn auch in vollständig erschöpftem und fast erstarrtem Zustande. Sie wurden sofort von den Einwohnern liebevoll aufgenommen, erwärmt und gespeist, sie erholten sich auch bald, und nun entspann sich ein edler Wettstreit um die Verteilung der Kinder.

In der darauffolgenden Nacht landete auch Jan Klaaßen mit seinem Schiffsboot in Wittmund. Er war über Funnix hinweggefahren, hatte dort nichts als Trümmer und verendetes Vieh treiben sehen und war nun in größter Sorge um die Seinen. Noch in derselben Nacht ermittelte er seine beiden Kinder bei dem Schulmeister des Ortes, wo sie in gesundem Schlafe, zusammen mit den Kindern des Hauses, das große Familienbett füllten. „Gott sei Dank!" dachte Jan, „doch wenigstens die; aber wo ist Dina?" Dies konnte ihm keiner beantworten, und den Seemann litt es nicht lange in der warmen Stube. Er stürzte, wie er war, sofort zum Boot, und dann ging es im Morgendämmer nach Funnix. Aber bald mußte er das Boot seinem Schicksal überlassen, es saß auf Grund. Er arbeitete sich nun mühsam zu Fuß weiter zur Unglücksstätte. Hier traf er schließlich nur noch einen halberstarrten Kuhjungen, aus welchem Jan mit Mühe herausbrachte, daß Leute aus Esens eine Anzahl Frauen gerettet und mitgenommen hätten.

Am Spätnachmittage des zweiten Weihnachtsfeiertages stand er in gänzlich zerschundenem Zustande vor dem Esenser Gemeindehaus. Als er die Tür auftrib, hörte er einen Jubelruf, „Jan mein Jan!" Seine Frau hing ihm lachend und weinend am Halse. Sie war ganz außer sich vor Freude, hatte sie doch erst vor einer Stunde von der Rettung ihrer Kinder erfahren. Nur ihren alten Vater hatte keiner retten können, er hatte sich geweigert, das Esenser Boot zu besteigen, da es bereits überfüllt war. — Dies war der einzige Wermutstropfen in dem Freudenbecher des Wiedersehens.

Als die Wittmunder am nächsten Tag die geretteten Kinder nach Funnix zurückbringen wollten, stellte sich heraus, daß mehr als die Hälfte der Einwohner umgekommen war; mit ihrem alten Prediger in der Mitte waren sie den Wellen zum Opfer gefallen. Da nahmen die braven Wittmunder die verwaisten Kinder sämtlich wieder mit nach Hause.

Altenglische Weihnachtsbräuche

Von Dr. W. F. Stradech.

In England haben sich dank der Abgeschlossenheit seiner insularen Lage und des dadurch bedingten konservativen Einschlags im Nationalcharakter seiner Bevölkerung zahlreiche Bräuche und Gepflogenheiten an hohen Festtagen sehr viel länger lebendig erhalten als in den meisten Ländern des europäischen Kontinents. Das gilt besonders von der Feier des Weihnachtsfestes, von deren Eigenart und reichgegliederten Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte uns Deutschen im allgemeinen wenig mehr bekannt ist als die Bedeutung der englischen Christmasfestlichkeit unter dem Mistelzweig.

Vernehmlich zur Regierungszeit der Königin Elisabeth bestand, wie alle Chroniken belegen, eine Fülle der seltsamsten weihnachtlichen Bräuche die, im Volke tief verwurzelt, noch überdies vom königlichen Hof weitestgehend Förderung erfuhren. So spielte sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Feier einer Christmas (Weihnachten) ungefähr folgendermaßen ab:

Am Weihnachtsabend wurde in englischen Bürger- und Bauernhäusern eine „unmäßig große" und dicke Kerze angezündet und damit der sogenannte „Julklotz" in Brand gesteckt, der gewöhnlich aus einer knorrigen Eichen- oder Fichtenwurzel bestand. Der rohe Klotz stand zunächst in der Mitte der Halle oder Diele, während ihn die Angehörigen des Hauses, das „Yulled" singend, umschritten und dabei auf „happy Christmas" anstießen. Es folgte sodann der Festschmaus, der sich zusammensetzte aus „Julkuchen", süßem Brei und gewürztem Bier, nachdem vorher der Julklotz auf den Herd geschafft und mit dem von Lichtmeß sorgfältig gesparten Feuerbrand gehörig in Flammen gesetzt worden war.

Einen Tannenbaum, der, wie man weiß, sich erst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts allmählich Eingang in die Häuser einzelner Nationen verschaffte, kannte man damals noch nicht. Statt dessen schmückten arm und reich die Fenster mit Lorbeer, Epheu und Holunderblättern, die dort, ähnlich wie unser Christbaum bis Sylvester, bis Neujahr, selbst bis Lichtmeß angeheftet blieben. Sogar Kirchen, Denkmäler und Fahnen bekränzte man mit diesem Grün.

Schon in aller Frühe des ersten Weihnachtstages erschollen in Häusern und Straßen die uralten „Christmas Carols", die teilweise noch auf heidnische Gesänge (Anspielung auf den Juleber der Kelten) zurückgingen. Entsprechend unseren „Korrendeschülern" zogen tagsüber die Kinder armer Leute singend von Haus zu Haus, um klingenden Lohn für diese „Carols" zu empfangen. — Auch junge Burschen wußten sich zur Christmas kleine Einkünfte zu besorgen. Sie zogen beispielsweise als Apostel verkleidet umher, Petrus mit dem Schlüssel, Paulus mit dem Schwert und Judas mit einem Sack voller Geschenke (unsere Rupprechtsgestalt?) oder als neue Helden unter der Führung Alexanders des Großen. Unterwegs hielten sie, von Pantomimen unterstützt, gewöhnlich Dialoge. Maskeraden und Mummenschanz waren ebenfalls in allerdings beschränktem Umfange zugelassen.